

Kritische Streifzüge.

I.

Brennende Fragen.

Sei es gesagt! Wir zünftige Philologen verdienen wirklich zu oft den Spott, mit welchem uns die Laienwelt tractirt. Ist es nicht wahr, daß wir uns über das Tüpfelchen auf dem *J* zanken? Dieser Zank ist zwar glücklicherweise, wenn auch nicht ohne widerstrebendes Murren, dahin erledigt, daß die Römer noch kein Pünktchen über das *J* gesetzt haben, aber zuweilen ein Häkchen, daß dieses Häkchen nun eben kein Pünktchen sei, sondern eine besondere Bedeutung habe, nämlich *J* als langen Vocal bezeichne. Gewissenhafte Grammatiker werden sogar weiterhin lehren, daß das Häkchen eigentlich überflüssig gewesen sei, weil die Römer auch durch andere Zeichen die Länge des Vocals hätten andeuten können, und ein Unzufriedener wird finden, daß alle Zeichen derart gänzlich unnöthig gewesen seien.

Solche Kleinigkeiten tragen immer etwas zur richtigen Erkenntniß in der Sprachwissenschaft bei, und wenn sie mit der rechten Bescheidenheit und Werthschätzung vorgebracht werden, so sind sie gewiß werth, Beifall zu finden. Und doch finden sie ihn nicht immer. Nicht weil die Menge der Grammatiker über solchen Geringsüzigkeiten stände, sondern weil sie fürchtet, durch neue Beobachtungen werde ihr Buchstabenspiel gestört; denn unsere landläufigen Sprachuntersuchungen sind wie ein Brettspiel, in welchem ein Stein an den andern gesetzt wird mit ruhiger Abzählung der Augen. Es fügt sich so hübsch Einer an Einer, Zweier an Zweier u. s. f., mögen die Steine aus einer oder vielen Sprachen hergeholt sein, aber ein auftauchender Gedanke stört das Spiel und wirft die Steine durcheinander. Wie schwer ist es, Ordnung wieder herzustellen!

Nicht allein die Grammatik, auch die Exegese und Kritik der Schriftsteller ist in neuerer Zeit zuweilen durch einen Gedanken aus ihrem ruhigen Spiel aufgeschreckt worden. Ein solcher Gedanke bringt allemal viel Schrecken und Streit unter die Spieler, die meisten setzen sich zur Wehre, und nur wenige lassen sich von ihm fassen und tragen,

dann suchen sie ihn selbst zu meistern und machen ihn eine Zeitlang zur Tagesfrage. Hitzige Leute nennen eine solche Frage auch wohl 'brennend', aber finden mit dieser Bezeichnung nicht überall Zustimmung, weil es die Philologie nie so eilig haben soll, als wenn es brennte.

Gehen überhaupt die Studien einen langsamen Gang, so gibt es keine Tagesfragen. So hatten die älteren Philologenschulen Italiens, Frankreichs und Hollands nur dann brennende Fragen, wenn eine große Zugkraft in die Neigungen kam. Das geschah wohl einmal in der stilistischen Richtung der Ciceronianer und ihrer Gegner, auch in der griechischen Grammatik, als es sich um Etacismus handelte; aber in der guten alten Zeit, wenn man auch noch so sehr auf Vielwisserei ausging, blieb doch ein gewisser Gewohnheitstrieb überwiegend, und der große Zug großer Köpfe wirkte nur sehr langsam nach. Auch ein Scaliger und Bentley, welche an Gedanken, wie sie heutzutage brennende Fragen hervorrufen würden, reich waren, erregten mehr kleinen Streit, als großdenkende Macheiferung.

An kleinem Streit fehlt es der Philologie niemals. Aber die Neigungen haben doch im letzten Jahrhundert sich anders gewendet. Es liegt offenbar in der ganzen Zeitrichtung seit der französischen Revolution, daß Gedanken schneller aufgefaßt, ausgeführt, kritisiert, fortgepflanzt werden. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gibt es daher bei uns mehr brennende Fragen, als in den drei früheren Jahrhunderten zusammengenommen. Homer, Metrik, philologische Methode, Sprachvergleichung, Laut- und Schreiblehre des Lateinischen, Responzion in den griechischen und römischen Dichtern beschäftigten der Reihe nach alle Köpfe und erregen zum Theil auch jetzt noch allseitige Aufmerksamkeit. Die Gegner der auftauchenden Gedanken bleiben entweder principiell in Opposition, oder disputiren breit und anmaßlich über kleine Häkchen, oft um weniger als das Löffelchen über dem J. Letztere verfallen mit Recht dem Gelächter der außerphilologischen Zuschauer; wir Philologen sind darin toleranter. Es gibt auch noch solche, die nicht wissen, was sie wollen, und diese sind die schlimmsten. 'Weil sie verdrüsslich sind, sind sie verdrüsslich'.

In den brennenden Fragen wird gewöhnlich von keiner Partei Maß gehalten. Aber das schadet nichts, es schält sich gemach die Wahrheit heraus. Nur die Verdrüsslichen lassen sich auch hierdurch nicht trösten. Ihnen sind die Vorkämpfer lieber, als das Resultat; denn gegen jene läßt sich gewöhnlich mehr scheinbar begründetes sagen, als gegen dieses. Sind sie jung, so sind sie unbesonnen und keck oder unbescheiden, sind sie alt, so sind sie eigenwillig und huldigen dem Fortschritt zu wenig.

Einer von der ersten Sorte wagt sich an die methodologische Kritik einer brennenden Frage, der lateinischen Schreiblehre.

Bergk behauptet in einem 'philologischen Briefe' (Philologus

XXVIII, 1869, S. 438), daß man alle Tage hören und lesen könne, wie erst jetzt die Philologie zur rechten wissenschaftlichen Methode gelangt sei; aber diese sogenannte Methode sei ein Dogmatismus der starren Art, die Dogmatiker blickten mit Verachtung auf jeden Andersgläubigen herab, sie könnten keinen Zweifel, keine Kritik dulden. Eine so offene Zurechtweisung der Dogmatiker läßt mich schließen, daß Vergk sich nicht dazu zählt, und ermuthigt mich, meine Zweifel an der Wichtigkeit seiner orthographischen Methode zu äußern.

Neulich fragte bei mir ein älterer, emeritirter Schulmann in Baiern über Orthographisches an, und äußerte Bedenken gegen die Aufnahme von *cottidie* in die Schullehre wegen der Etymologie, welche für *quotidie* spreche. In solchen Bedenken scheint er mit Vergk überein zu kommen, denn dieser will auch die Etymologie zur Herstellung richtiger Formen verwendet wissen (S. 445). Ich hege Zweifel gegen die Nutzbarkeit unserer etymologischen Resultate. Nicht weil sie an sich häufig unsicher sind, denn sie gewinnen namentlich durch die Sprachvergleichung von Tag zu Tag an Gewißheit, sondern weil sie uns zwar die Entstehung des Wortes, nicht aber die Stufe anzugeben vermögen, auf welcher die Laute desselben in der gebildeten Sprache eines bestimmten Zeitalters sich befanden. Dies jedoch verlangt der Orthographiker, der seines Zieles bewußt ist. So spricht die Etymologie nicht mehr für *quotidie*, als für *cottidie*: denn beide Formen repräsentiren nur verschiedene Lautstufen gleicher Styma. Was Vergk von Etymologie vorbringt, hat für die Orthographie keine Bedeutung, ob für die Sprachgeschichte, das mögen die Sprachvergleichler entscheiden. J. B. leitet er jetzt *cena* von dem Stamme ab, aus dem auch *caedo* gebildet ist: *caedina* = *δαίς*, mit Lautwechsel *coedina* (entsprechend dem macedonischen *οχοιδος*); *d* wird dann durch den Einfluß des nachfolgenden *i* in *s* erweicht, und *s* geht später in *r* über (wie *meridies* aus *medidies*): so erklären sich einfach die verschiedenen Formen *scesna* im Sabinischen, *silicernium* im Lateinischen, *cesna* und *cersna* im Umbrischen . . . Im Lateinischen ward der consonantische Auslaut des Stammes ganz unterdrückt; im Vocal der Stammsilbe zeigt sich dasselbe Schwanken wie anderwärts, man schrieb *caena*, *coena*, *cena*; diese letztere Form behauptet in der Kaiserzeit das Uebergewicht'. Zugegeben, diese Ableitung sei richtiger, als die frühere, von Vergk auch jetzt noch mit vielen Worten erörterte (*con-cedere*), so sagt uns die Etymologie nicht, welche von den drei Formen in der gebildeten Sprache irgend einer Periode auftrat. Aus Inschriften ist jener Schluß in Betreff der Kaiserzeit gebildet (Fleckeisen 50 Artikel S. 10). Der Schulmann fragt, wie soll ich nun aber schreiben? Die Etymologie weiß keine Antwort; denn drei Formen wird Niemand für die Schule praktisch finden, zumal wenn es mit dem Nachweis ihres Vorkommens in guter Gesellschaft und guter Zeit so schlecht bestellt ist, wie bei *coena* und *caena*.

Wer ein vorsichtiger und methodischer Etymolog ist, der wird sich wohl hüten, eine Lesart für die Schule aus nur etymologischen Gründen zu empfehlen; er wird die schulmäßige Orthographie an andere, übrigens lange anerkannte und auch von Bergk nicht verschmähte Quellen verweisen, an die antiken Sprachlehrer, Inschriften und Handschriften. Jedenfalls wird er von seinem Standpunkte unter nur lautlich verschiedenen Formen nicht die eine vor der andern vorziehen. Woher Bergk weiß, daß *promunturium* eine bayerische Form war (S. 461), also *promontorium* oder *promontorium* den Vorzug verdiene, hat er nicht verrathen; er müßte es denn von einem Feldmesser erfahren haben, in deren Kreisen er so sprechen läßt. Er glaubt nämlich offenbar, daß die officielle Inschrift von Delphi C. I. Gr. 1711 B im bayerischen Dialecte einiger Agrimensoren abgefaßt sei, wovon freilich andere bis jetzt noch nichts gemerkt haben. Fleckeisen zog folgende Beweisführung vor (50 Artikel S. 25): *promunturium* ist durch die besten Handschriften und eine, nebenbei bemerkt, unter einem kaiserlichen Legaten der Trajanischen Zeit sorgfältig concipirte Inschrift beglaubigt; *promuntorium* und *promontorium* entbehren einer gleich haltbaren Stütze. Damit hat die Orthographie genug gethan; sie zieht einfach hieraus ihre Regel. Der Etymolog aber hat nun erst ein Fundament gewonnen, er versucht sich an der Erklärung der drei Formen, die ihm, weil vorhanden, alle drei gleich lieb sind. Daß Fleckeisen noch an die Etymologie appellirt, war für seinen Zweck eigentlich überflüssig. Wichtig wäre es gewesen, wenn er etwa gesagt hätte: *mons* und *promunturium* stehen nicht in directer Zusammengehörigkeit, sondern gehen unabhängig von einander ¹⁾ wahrscheinlich auf denselben Stamm zurück, der auch in *mineo*, *promineo* zu Tage tritt. Von den vier möglichen Lautstufen der Stammsilbe *O*, *V*, *E*, *I* ist in der gebildeten Sprache *O* im einfachen Substantiv *mons*, *V* in dem zusammengesetzten *promunturium*, endlich *I* im Verbum selbst fixirt worden. Etymologisch wären alle, orthographisch sind nur diese zuletzt angeführten Lautstufen berechtigt. Fleckeisen ist doch jedenfalls der Ansicht, daß in der letzteren substantivischen Form ein doppelconsonantisch ausgehender Stamm zu Grunde liege *munt*, während im Verbum das letzte Element nicht erscheint. Daher theilt er wohl *promunt-urium* und nimmt also das Suffix mit kurzem Vocal,

1) Fleckeisen erklärt: 'Das Wort hat nichts mit *mons* zu thun, sondern ist von *promineo* gebildet'. Wenn er damit sagen wollte, die beiden Worte seien verschiedenen Stammes, so hat er höchst wahrscheinlich Unrecht; wollte er aber nur kurz andeuten, daß nicht *pro* und *mons* zu *promontorium* zusammengesetzt seien, so ist das richtig. Die gespreizte Entgegnung Bergks (S. 462) hätte sich also auf die einfache Frage reduciren können, wie Fleckeisen seine Aeußerung verstanden wissen wolle; und das hätte in der mündlichen Disputation, für welche die Artikel geschrieben sind, leicht geschehen können. Bergk zieht es vor, dies zu ignoriren.

wie in *tugurium*, an. Darüber läßt sich streiten; denn die beigebrachten poetischen Beispiele beweisen nicht durchschlagend die Kürze in *promunturium*. Das Suffix *urium* scheint kein selbständiges, sondern ein zusammengesetztes zu sein, oder die adjectivische Weiterbildung eines auf *ur* ausgehenden Stammes. Demnach wäre zu theilen (*promunt-ur-ium* und *munt* als radicaler, *muntur* als erweiterter Stamm anzunehmen, wie *tugur* vom gleichen Stamme mit *tego*, zurückgeht auf die Wurzel *tug* oder den Stamm *tugur*, woraus das Nomen *tug-urium* durch adjectivische Bildung entstand.

Wie gesagt, das alles ist ja controvers und kann auch anders sein, es könnte ja auch *promon-torium*, wenn diese Form sich als ursprünglich erweisen ließe, mit dem bekannten Suffix *tor-ium* zu Stande gebracht werden (Corssen Nachtr. 80 ff.). Aber sollte man es für möglich halten, daß wegen der anderen, zwar nicht ausdrücklich angeführten, aber gewiß vorausgesetzten Ableitung einem Manne, wie Fleckeisen, das schülerhafte Uebersehen eines Buchstaben zugemuthet werde? Und doch glaubt Bergk sich hier als Schulmeister geriren zu dürfen. Er ruft aus: 'In der That eine seltsame Zusammenstellung (*promunturium* und *tugurium*); Fleckeisen hat ein wesentliches Element, das *T*, ganz übersehen. *Tugurium* stammt nicht direct von *tego* ab, sondern von *teguis*, *tegoris*'. Jedenfalls ist hier die Orthographie — die etymologische Erklärung mag ausfallen wie sie will — durch That-sachen hinlänglich gesichert. Bergk ist über diese nothwendige Arbeitstheilung verdrücklich, zeigt aber durch sein eigenes Beispiel, zu welchen Verirrungen eine unklare Vermischung zweier verschiedener Arbeitsziele führt. Gewiß werden zwar die meisten Orthographiker auch Sprachforscher im höheren Sinne sein, wenn sie etwas Selbständiges leisten wollen, müssen sie es sogar sein; aber wenn sie sich vor den gefährlichsten Irrungen hüten wollen, müssen sie verstehen, die Fragen zu stellen.

Daran leidet die ganze Epistel Bergk's, daß er die nothwendige Fragestellung nicht verstanden hat. Fleckeisen hat das praktisch viel besser gemacht, wenn auch er hin und wieder über die Grenzen der Orthographie hinaus gegangen ist, oder anderswo nicht alle Consequenzen scharf genug gezogen hat. Aber immerhin ist seine Leistung sehr anerkennenswerth, und dies stellte sich mir erst recht deutlich heraus, als ich Bergk's Raisonnement dagegen gelesen hatte. Die Artikel, welche beide erörtern, sind ja an sich von geringer Bedeutung, sie laufen auf bloße Silbenstecherei hinaus. Aber Fleckeisen ist sich dessen bewußt, und trägt die nothwendigen Untersuchungen im bescheidenen Tone richtiger Werthschätzung vor. Anders Herr Bergk. Er behandelt die Dinge mit einem Uebermuth, welcher im lächerlichsten Contrast zu ihrer Geringsfügigkeit steht. Die *ἔβρις* verblendete ihn im Ganzen, wie im Einzelnen. Selten hat er die Wahrheit getroffen.

Einen 'Barbarismus' soll Fleckeisen verschuldet haben, als er sich unterfing *convitium*, statt *convicium*, anzunehmen, und die

ihm 'treulich' folgen, sind das imitatorum servum pecus. Ein Stück aus dieser Heerde thut hiermit den Mund auf, um sich zu verantworten und — zu entschuldigen. Ja, wenn ich vor anderthalb Jahren so gedacht hätte, wie jetzt, so würde ich auf Seite 219 meiner Orthographie das Wort *convitium* aus der Zahl der sicheren Beispiele ausgeschlossen und in einer Anmerkung etwa Folgendes gesagt haben. Das Schwanken zwischen *T* und *C* tritt auch in *convitium* ein. Die etymologischen Gründe, wenn sie überhaupt in dem speciellen Falle in Betracht kämen, würden für *T* meines Erachtens ebenso sehr, wie für *C* sprechen. Denn die aus Festus in unsere landläufigen Wörterbücher übergegangene Erklärung: *convicium appellatur quasi convocium* ist zwar nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken, weil der Uebergang des langen *O* in langes *I* verdächtig ist²⁾; aber die directe Bildung aus *con* und *voc* (*vox*) ist nicht ohne Analogie (z. B. *postliminium*, *contubernium*). Ungleich rationeller hingegen ist die Fleckeisen'sche Deduction (50 Artikel S. 15). *I* ist aus kurzem *O* entstanden (*con* und *voco*), und zwar in dem auch nicht mehr erhaltenen, aber auch nach richtiger Analogie gebildeten *convoc-itium convic-itium*. Die Analogie der consonantisch auslautenden Stammbildung liegt in den Verbis *velare*, *lavare*, *necare* u. s. f., z. B. *lavitio*, *lautio*, *lotio*, *lotium*. Der Ausfall eines *C* vor *T*, den Corssen früher bekämpfte, wäre in der Uebergangsform *convictium* durch die Dehnung des *I* compensirt. Hier könnte man versucht sein, die Grammatikerzeugnisse geringer zu taxiren, als die Analogie, wenn letztere minder trügerisch wäre. Fleckeisen ist der Versuchung unterlegen.

Man läßt sich gerne durch die größere Macht der Analogie hinreißen. Und diese neigt auf die Seite von *convitium*. Nichts desto weniger hätte ich wohlgethan, gegen Fleckeisen zu polemisiren, nicht wegen Oberflächlichkeit, wie jetzt Bergk im Verlaufe seiner strafenden Epistel thut (S. 448) — wer ist weiter von Oberflächlichkeit entfernt, als Fleckeisen! — sondern aus einem andern Grunde, dem einzig stichhaltigen, den der böse Censor nicht einmal anführt. Bergk begnügt sich nämlich, seine Anklage auf Barbarismus damit zu begründen, daß er einerseits die Zeugnisse des Verrius Flaccus bei Paulus und des Ulpian für *C* herbeizieht, anderseits die Form *convocitium* als willkürliche Erfindung bezeichnet. Nun, letzteres paßt ja auch mit demselben Recht oder vielmehr Unrecht auf *convocium* und *convox* (S. 447). Jene beiden Zeugnisse hat aber Fleckeisen durchaus nicht ignorirt, sondern durch eine Argumentation zu entkräften gesucht. In diesem Worte, sagt er, muß der Zetacismus früh zur Anwendung gekommen sein; denn Nonius S. 64, 3 und Paulus Festi S. 41, 20 leiten es ab

2) In diesem Punkte komme ich mit Schuchardt überein (Vokalismus III S. 236), welcher sich gegen Corssen ausspricht. Letzterer hält *convicium* fest (Auspr. 2. Aufl. I 37. 56).

a vicis, letzterer jedoch mit dem Zusatz *vel immutata littera quasi convocium*, und diese Ansicht theilten die römischen Juristen, wie Ulpian Dig. XLVII 10, 15 §. 4. . . In classischer Zeit jedoch scheint nur *convitium* geschrieben worden zu sein'. Unbeschadet also der Bildung des Verrius Flaccus und Ulpian, auf welche sich Bergk's Vorwurf mit Recht stützt, konnte ja die Schreib- und Sprachweise controvers sein, wie noch ganz andere Dinge, z. B. die Vocative *egregie* und *egregi*, unter Gebildeten streitig waren. Aber hier ist eben der Angelpunkt der Sache. *C* und *T* war zur Zeit des Verrius unmöglich wegen des Zetacismus controvers; denn der Zischlaut *TI* vor Vocal, durch welchen die Verwechslung der beiden Consonanten von Fleckeisen gestützt wird, machte sich in den Schulen erst seit dem fünften Jahrhundert geltend und wird daher seiner Entstehung nach jedenfalls nicht vor das vierte gesetzt werden können (Neugestaltung der Orthogr. S. 217). Gibt es noch einen andern Erklärungsgrund für die Verwechslung von *C* und *T*, außer der zischenden Aussprache der Dentalis? Nur die Annahme zweier Parallelbildungen *convitium* und *convicium*. Niemand wird aber eine solche Annahme billigen.

Ich bin denjenigen dankbar, welche durch Berührung der Sache mich zu erneuter Betrachtung und zur Verbesserung meiner früheren Aussage veranlaßt haben. Daß mich eine nur mögliche Ableitung bestimmt hat, bedauere ich; also folge ich nun, wie sonst, auch hier dem directen Zeugnisse der alten Grammatiker, und schreibe *convicium*³⁾.

Gegen das 'widerwärtige' *suspitio* ist kein durchschlagender Grund bis jetzt vorgebracht; denn die Corssen'schen Bedenken gegen den Ausfall des *CI* erleiden dadurch einen Stoß, daß der Schwund des *C* vor *T* gesichert ist (Ausspr. 2. Aufl. I S. 37). Aber sogar der Wegfall von *CI* ist vollkommen sicher gestellt durch die Form *sectius* (*sectius* aus *secitius*), was auch Corssen für künstliche Erklärungen dagegen ausfinden mag (a. D.). Die Möglichkeit der Lautwandlung, die Quantität des *I* spricht für *suspitio*; für die andere Form mit *C* spricht die Bequemlichkeit der Ableitung, schwerlich aber die Analogie von *conspicio*, dessen Quantität meines Wissens unsicher ist. Ich denke, es war nicht so unmethodisch von Fleckeisen, sich für *T* zu entscheiden.

Noch ich ver falle zu meinem Schrecken in denselben Fehler, durch welchen Bergk seinen Lesern lästig wird. Wenn wir so geringfügige Dinge so breit und anspruchsvoll behandeln, werden bald die Ermahnungen gegen 'orthographischen Schwindel' überflüssig sein; denn der gesunde Sinn muß durch das weiterschweifige Raisonnement degoutirt werden. Wer in der Lage ist, dergleichen lesen zu müssen, thut mir,

3) Die Form mit *C* ist von W. Schmitz in den Tironischen Noten gefunden worden, und diese Noten sind meines Erachtens hochwichtige Zeugen (referirt v. Corssen Auspr. I 37).

offen gesagt, leid, auch wenn ich selbst der Autor bin. Doch ich habe ein gutes Gewissen. Wenigstens kämpfe ich für die gewiß humane Einrichtung, daß die sogenannten orthographischen Untersuchungen über einzelne Vocabeln dahin verwiesen werden, wohin sie gehören, in die Lexikographie (Neugestaltung der Orth. S. 7). Finden sie hier wirklich ein Unterkommen, so werden sie von selbst auf das richtige Maß ihres Werthes beschränkt, und glücklicherweise sind die Buchhändler so geschworene Feinde dickleibiger Lexika, daß die Autoren gewiß nicht weitschweifig raisonniren dürfen.

Vielleicht wird man mir aber eine etwas ausführlichere Darlegung der in orthographischen Dingen erforderlichen Methode verzeihen. Wir haben in der lateinischen Sprachwissenschaft zuerst nöthig eine einfache Angabe der an verschiedenen Stellen vorkommenden Wortformen. Historisch berechtigt sind alle Formen — außer den durch Schreibfehler entstandenen. Da die Lexikographie eine so colossale Aufgabe nicht auf einmal löst, so ist der in vielfacher Rücksicht begründete Wunsch auch hier an seinem Place, daß in vollständigen Speciallexicis kurz, und zwar ohne weiteren Commentar, die Wortformen nach den verschiedenen Handschriften angegeben werden⁴⁾.

Das ist trocken, wird man sagen. Das Raisonniren ist langweilig, und die Wissenschaft kann aus einer trockenen Sammlung mehr Gewinn ziehen, als aus dem geistreichsten Abergü, wenn es nicht einen sicheren objectiven Boden hat. Es wird auch uns an solchen nicht fehlen, die das Material verwerthen, hätten wir es nur erst zusammen! Die Sprachgeschichte würde um ein gutes Stück gefördert, und die klassische Philologie endlich auch mit einem aus den Specialwörterbüchern resultirenden Thesaurus Latinitatis beschenkt werden können.

Einstweilen scheint es allerdings eine Liebhaberei zu sein, lexikographische Quisquilien in Journalartikeln, Vor- und Nachreden abzuhandeln. Auch gut, wenn es mit der richtigen Werthschätzung und Präcision geschieht. Allgemein gültige Gesichtspunkte lassen sich aber nicht aus einigen Vocabeln gewinnen, und daher ist es unpraktisch, aus jedem X und U weitgehende Schlussfolgerungen ziehen zu wollen.

Als Bergt seine Epistel schrieb, stand es so, wie er sagt; die Orthographie machte anderen beliebten Forschungen „Concurrenz“. Ihre

4) Mit Erfolg wird man eben die Sammlung solcher Angaben den Editoren und Interpreten von Schriftstellern, den Epigraphikern und Numismatikern überlassen, die in kürzester Form ihren Wörterbüchern und Registern die formalen Bemerkungen einzuverleihen im Stande sind. Wenn man sich aufs Sammeln in allen Winkeln verlegt, so ist die nothwendige Kritik nicht durchführbar, man müßte denn eine übermenschliche Lebenszeit auf das Sammeln allein verwenden können. Durch die Unmöglichkeit eigener Kritik ist z. B. Schuchardt ein großer Theil seiner Sammlungen mißglückt, was bei dem außerordentlichen Aufwand von Fleiß sehr zu bedauern ist.

Neugestaltung wurde vor der Philologenversammlung des Jahres 1861 als 'brennende Frage' bezeichnet. Jedoch schien sich Niemand gefunden zu haben, der die Kastanien aus dem Feuer holen wollte, obgleich Fleckeisen eine gute Portion zurecht gelegt hatte, bis sich etwas langsam endlich Bergk zur öffentlichen Feuerprobe anschickte (1864 — 1868). Ungefragt ist er nicht davon gekommen; denn er hat den Weg verfehlt.

Fleckeisen sagt in der 3. These (50 Artikel S. 4), es sollte den Schülern nicht eine ganze Reihe lateinischer Wörter in notorisch falscher Schreibart eingeprägt werden, sie geriethen oft in Conflict zwischen ihren Grammatiken und Autorentexten. Er wünscht dann in der 5. These, daß ein mit diesen Studien vertrauter Philolog ein Hilfsbüchlein für lateinische Rechtschreibung abfaßte, das eine übersichtliche Zusammenfassung der Resultate in alphabetischer Folge enthielte. Anerkennenswerth war es, daß derselbe Gelehrte anspruchlos, kurz und mit richtigem Tacte eine Probe des projectirten Hilfsbüchleins der Frankfurter Philologenversammlung vorlegte. Wenn nun in der Sections-sitzung ein Fachgenosse aufgetreten wäre, und hätte gesagt: 'Wie oberflächlich die Methode ist, welche Fleckeisen befolgt, kann man aus den Bemerkungen über *oboedio* recht deutlich erkennen' — so würde Fleckeisen, soweit ich ihn kenne, etwas höflicher geantwortet haben: 'Ich habe die 50 Artikel ja dem Gutachten der geehrten Versammlung unterbreitet und bin für gütige Belehrung dankbar'. Wenn dann aber Bergk seine jetzt veröffentlichte Entgegnung vorgebracht hätte, so würde gewiß mancher Schulmann den Kopf geschüttelt haben, und vielleicht hätte sich auch einer auf die Gefahr eines Zankes hin im Interesse der Sache also vernehmen lassen: 'Sie beweisen uns hier, was wir alle wissen, daß *OE* mit *E* wechselt⁵⁾. Nun ist uns *oboedio* und *obedio* in mittelalterlichen Handschriften überliefert, und zwar ersteres besser, in Texten von Schriftstellern aller Perioden; wir müssen für die Schule eine Schreibweise als normal festhalten — denn wir dürfen unseren Schülern nicht mit Silbenstecherei die Zeit verderben —: also stimmen wir Demjenigen bei, welcher die 'best beglaubigte' Schreibart vorschlägt. Und dieser ist Fleckeisen'. Wenn Fleckeisen die Aufnahme der Form *oboedio* in die Texte verlangt, so hat er in Bezug auf die Schulausgaben unbedingt Recht. Gelehrte Editionen werden aber auch nur zu ihrem Schaden eine inconsequente Mischung verschiedener Schreibweisen aufnehmen. Im vorliegenden Falle wäre *obedio* im kritischen Apparat zu notiren, aber der Text durch diese, nach unserer jetzigen Einsicht nicht antike Form nicht zu verunstalten. Die notorisch jüngere Bildung mit *E* kann erst dann als antik angesehen werden, wenn sie aus einem directen Grammatikerzeugniß oder einer gut concipirten Inschrift nachgewiesen ist. Dies Verlangen ist

5) Setzt läßt sich für viele Beispiele auf Schuchardt verweisen (Vokalismus II 288 ff.).

billig, der Nachweis wird an dem praktischen Gebrauche vielleicht ändern. Wie *OE* zu *E* überging, so wurde *AE* zu *E* geschwächt. Wie viele Schreiber mögen seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. *tabule* u. dgl. geschrieben haben, und dennoch schreibt verständiger Weise jetzt kein Mensch so, weil die Schultheorie stets die ältere Form festgehalten hat. Wäre seit Nero etwa *E* in der römischen Schule aufgekommen, so würde alle Nachwelt dies geschrieben haben. Ist es nicht so mit *servos* und *servus* u. a. gegangen? Leider ist der Wechsel von *OE* und *E* auf zu wenige Beispiele beschränkt, als daß sich ein allgemeines Gesetz erkennen ließe. Wir sind also auf den einfachen Schluß angewiesen, daß die in den besten Documenten vorkommenden Bildungen dem besten Schriftgebrauch angehören. Wie *pomerium* in officiellen Inschriften steht (Neugestaltung der Orth. S. 330), so findet sich *oboedio* in den zuverlässigsten Handschriften. Der Sprachforscher wird also sagen, *pomerium* und *oboedio* seien die in der gebildeten Schrift des jungen Lateins maßgebenden Formen geworden, er wird es interessant finden, daß in dem einen Worte die jüngere, in dem andern die ältere Bildung sich festgesetzt hat. Anders der Orthographiker, er wählt sich die schriftgemäße Form aus und verwirft die andere, als für seine Zwecke unpassend.

Fleckeisens Behandlung der Orthographie ist im Princip die richtige. Nichts desto weniger konnte ich, als mich Zufall und Neigung an die 'brennende Frage' führten, die mir an Hitze etwas nachgelassen zu haben schien, bis Vergl das Gegentheil bewies, nicht auf dem von jenem Gelehrten betretenen Wege fortwandeln. Ueberall drängte sich die Frage auf, welche Periode der Sprachentwicklung für unsere Orthographie maßgebend sein müsse. Es ergab sich ein bestimmtes Zeitalter, und sichere Wege zur Erforschung seiner Schriftsprache eröffneten sich.

Ich habe in der Abhandlung über die 'Neugestaltung der lateinischen Orthographie in ihrem Verhältniß zur Schule' die Vorfragen erledigt, von deren Beantwortung die Herstellung einer schulmäßigen Orthographie auf wissenschaftlicher Grundlage abhängt. Von Fleckeisen weiche ich sogar in dem Punkte ab, daß ich ein alphabetisch geordnetes Hilfsbuch weder für die Schule noch für die Wissenschaft ersprießlich finde. Denn die Schule muß durch Grammatik und Wörterbuch regiert werden, die Wissenschaft erfordert zu umfassende Sammlungen, als daß sie in ein handliches Büchlein könnten vereinigt werden.

Was die einzelnen Artikel Fleckeisens betrifft, so wird man mit den meisten einverstanden sein, jedenfalls mit dem Streben, immer je eine Form als die schriftgemäße der Schule zuzuweisen, wenn nicht zwei als vollkommen gleich gebräuchlich sich uns aufdrängen. Für Unzufriedene hätte er bemerken können, daß die von ihm verworfenen Formen doch auch existirten, ihre historische Berechtigung in der Sprachentwicklung — oft erst des Mittelalters — hätten, von den Forschern

mit Recht für historische und comparative Studien gesammelt und hoch geschätzt würden, daß aber bei dem gegenwärtigen Stande der allgemeinen Bildung historische und vergleichende Sprachforschung in den Jugendunterricht noch nicht aufzunehmen sei, daß sogar mancher Lehrer sich freue, Declination und Conjugation ordentlich einstudirt zu haben, und daß die Jugend auch im 19. Jahrhundert noch eine unüberwindliche Abneigung gegen viele Vocabeln, namentlich doppelt zu rechnende habe. Mit einigen Einzelheiten in den 50 Artikeln habe ich mich aber nicht befreunden können, z. B. damit nicht, daß hier und da archaische Formen nicht von augusteischen oder späteren geschieden sind, kurz, daß zwischen den Bedürfnissen der historischen Grammatik und der Orthographie nicht immer eine hinlänglich scharfe Grenzscheide eintritt. Auch sind einige Annahmen noch durch umfassendere lexikalische Beobachtungen zu sichern.

Wenn Fleckeisen selbst in mehr Einzelheiten, als bis jetzt darge-
than werden konnte, geirrt hätte — wer von den Zeiten des blinden
Heiden Stilo an bis zum Jahre der Erleuchtung 1869 hat in solchen
Kleinigkeiten nicht geirrt? Wenn ich mehr Ursache zur Polemik
hätte, als ich gefunden habe, so würde ich als Maß und Ziel etwa
die Norm einhalten, welche die projectirte mündliche Discussion zu
Frankfurt a. M. vorschreibt. Vielleicht würde ich mich als junger
Mann etwas weiter fortreißen lassen, aber doch hoffentlich nicht ver-
gessen, daß ich durch die anspruchslosen Artikel direct zur Begutachtung
aufgefordert bin, und daß die Mittheilung entgegenstehender Ansichten
vom Verfasser gewünscht wird. Den Maßstab einer ausgearbeiteten
Abhandlung würde ich nicht an eine Lebenssammlung legen, die als
Substrat für eine Disputation ausgegeben und meines Wissens nicht
einmal dem Buchhandel übergeben wurde.

Aber, offen gestanden, vertragen Fleckeisens bescheidene Artikel
einen strengen Maßstab besser, als der anspruchsvolle Brief Bergk's.
Fleckeisen hat eine im Wesentlichen richtige Methode eingehalten, sie
aber nicht ausdrücklich dargelegt. Was bei ihm nicht deutlich genug
hervortrat, Scheidung zwischen schulmäßiger Orthographie und histori-
scher Sprachforschung, davon ist bei Bergk keine Spur zu finden. Gegen
Fleckeisen macht Bergk einen bedauerlichen Rückschritt. Dieser beginnt
mit einem Klaggesang über die Verirrungen unserer Orthographiker,
welche ihre 'neuen Entdeckungen und Erfindungen' den Schülern schon
in der Untersecunda vortragen. Behaglich wird das Glück der Knaben
über die Aufhebung der strengen Regel und das in der Obersecunda
unter der Zucht des altmodischen Classenlehrers hereinbrechende Unglück
geschildert. Der Director geräth in Verzweiflung und klagt Herrn
Bergk seine Noth. Ich würde andere Stücklein erzählen, die ich er-
fahren habe, wenn sie nicht zu ähnlich wären. Leider steht es mit
der deutschen Orthographie auch so, ja es stände viel schlimmer, wenn
nicht ein Provinzialschulrath mit der Zuchtel die Reformer in Schranken

hielte. Nach andern trüben Erfahrungen, durch die Bergk unsere Erwartung nur steigert, theilt er uns mit, daß er vor allen in einem Punkte mit den meisten Orthographikern in Widerspruch stehe: man lasse in der Regel nur eine Schreibweise gelten, man lege an alle Schriftsteller den gleichen Maßstab an. Erstaunt fragt man sich, wer die 'meisten Orthographiker' seien? Wer wird nicht an Lachmann denken, welcher allerdings beflissen war, einzig richtige Normen zu finden? Doch scheint dieser nicht sowohl selbst gemeint zu sein, als die 'anmaßlichen Hinterlassen, die sich fälschlich rühmen, in den Fußstapfen des großen Meisters zu wandeln' (S. 445). Sollte man nicht glauben, Bergk stehe ziemlich vereinzelt mit der Ansicht da, daß sich nicht eines für alle schicke, und daß man 'beachten müsse, wie die Sprache selbst im Laufe der Zeiten vielfachen Wandel erfahren hat, dem natürlich auch die Rechtschreibung zu folgen genöthigt war'? Die Sprachwandelungen sind schon lange vor dem J. 1864 großartigen Untersuchungen unterworfen worden, freilich in Bonn, und an Bonn scheint Bergk lieber dann denken zu wollen, wenn er einen 'namenlosen Anfänger', der übrigens sich selbst schwerlich zur Bonner Schule rechnet, einer Majestätsbeleidigung gegen ihn zeihen will (S. 464) ⁶⁾.

Doch lassen wir das. Jedermann hat sein Steckenpferd, und das meinige ist, daß ich mich nur dann beruhigt fühle, wenn ich eine Lautwandelung entweder ihrer Eintrittszeit nach fixirt sehe, oder mich von der Unmöglichkeit temporaler Bestimmungen im einzelnen Falle überzeugt habe. Ich war natürlich sehr befriedigt durch Bergk's Beob-

6) Wie überhaupt, so empfiehlt sich Vorsicht speciell im Besprechen von Persönlichkeiten. H. Schöll, den Herr Bergk eine 'höheren Orts' zu Bonn genehmigte Formel gebrauchen läßt, war, als er die meines Wissens von Mitsch! gestellte Preisaufgabe über das Zwölftafelgesetz löste, und zwar wacker löste, gewiß weit entfernt, sich der Mitsch!'schen Schule zuzurechnen. Als er jenes von Bergk gerügte Verbrechen beging, war er, wie ich aus persönlichem Verkehr weiß, persönlicher Gegner des Bonner Schulhauptes. Es wird Herrn H. Schöll, hoffe ich, nicht unangenehm sein, daß ich ihn von dem Verdacht reinige, als hole er sich in wissenschaftlichen Dingen, sei es in Bonn oder Halle oder wo sonst, 'höheren Orts' Genehmigung. In Bonn war das aber überhaupt nie Mode, und Herr Bergk wird gewiß mit dieser beleidigenden Verdächtigung nirgendwo Anklang finden, weil jedermann weiß, wie offen wissenschaftliche Differenzen zwischen Haupt und Gliedern der Bonner Schule libero ore vor aller Welt discutirt wurden und werden. [Einem moralischen Anerkenntniß wie diesem gegenüber, das ja nur erfreulich sein kann, fühle ich mich außer Stande von dem Redactionsrechte der Streichung Gebrauch zu machen. Nicht ich bin es übrigens, der den Ausdruck 'Bonner Schule' erfunden, jemals gebraucht, oder auch nur gedacht hätte. Vielmehr hat ihn niemand mehr — wenn auch wohl sehr gegen seine Absicht — in Umlauf gesetzt als gerade Herr Bergk mit seiner bis zum Ueberdruß wiederholten Betonung dieses ihm so seltsam antipathischen Begriffs. J. H.]

achtung und gespannt auf die Ausführung. Doch ich sah mich bald enttäuscht; denn ich hatte etwas solidere Zeitbestimmungen erwartet, als da sind 'später', 'älter', 'klassisch'. Aber man kann ja hierüber verschieden denken. Im Allgemeinen scheint Bergk eine Verwilderung der Orthographie seit dem vierten Jahrhundert anzunehmen (S. 444), allerdings eine Annahme, die nicht falsch und nicht richtig ist; sie schwebt in der Luft. Versteht nämlich Bergk unter Orthographie die in einer bestimmten Zeit, etwa in der 'klassischen', übliche Schreiblehre und Schreibart, so täuscht er sich nicht; denn im vierten Jahrhundert schrieb das Volk gar nicht mehr klassisch, und die Gebildeten nicht mehr ganz. Versteht aber Bergk unter Orthographie die richtige Bezeichnung der vorhandenen Laute, so schrieb das Volk in jener Zeit seine Sprache richtig, die Gebildeten die ihrige wenigstens annähernd.

Ich habe mich vergeblich bemüht, zu ersehen, was Bergk unter Orthographie versteht. Unrecht will ich ihm nicht thun, aber sagen muß ich, daß es mir wenigstens so vorkommt, als ob er über das Verhältniß zwischen 'Lautlehre' und 'Orthographie' vollkommen im Dunkeln sei. Er behauptet das Vorkommen von *obedio*, *suspicio*, die Möglichkeit von *buccina* (S. 451), *coena* (S. 457), *promontorium* (S. 461); Fledeisen soll sich einer oberflächlichen und gefährlichen Methode bedienen, wenn er diesen Vorkommnissen nicht Rechnung trägt. Man macht sich gerne eine Vorstellung von dem wissenschaftlichen Handeln eines Mannes, und nach derjenigen, welche ich mir von dem Fledeisen'schen mache, glaube ich, daß der Verfasser der 50 Artikel in einer Untersuchung über Lautwandlungen nicht nur *obedio* und *coena*, sondern auch die Formen *obaudio*, *obidientia* und *caena* berücksichtigt, besprochen und in ihrer historischen Berechtigung nachgewiesen haben würde. Keine der Formen ist ja falsch. Was man zu Cicero's Zeiten schrieb, hat ganz dieselbe historische Berechtigung, wie die Schreibweise im Zeitalter des Constantin, des Chlodwig und Karls d. Gr. Bin ich Sprachvergleicher, so kann ich sogar den Lautwandlungen der fränkischen Zeit mehr Geschmack abgewinnen. Bin ich aber Orthograph, so handelt es sich nicht um alle Lautwandlungen, sondern ich suche auf, was der Gebildete oder die Sprachschule des ersten, zweiten, dritten Jahrhunderts u. s. f. als maßgebend aufstellte, ich entscheide mich für ein bestimmtes Jahrhundert oder eine noch kürzere Zeit und schreibe so, wie der gebildete Mann dieser Zeit schreiben lernte oder lehrte. Steht zufällig eine recipirte Schreibart im Widerspruch mit meiner etymologischen Einsicht, so spreche ich mit Cicero: '*usum loquendi populo concessi, scientiam mihi reservavi*'. Abgesehen davon, daß meine Etymologien falsch sein können, ist es eine wissenschaftliche Verirrung, besser lateinisch schreiben zu wollen, als die Alten selbst. Habe ich Zeit und Grenzen einer gebildeten Schreibweise definiert, so halte ich mich an die einheitlichen Formen derselben, so weit ich sie zu erkennen vermag. Allzu scharfe Regeln werden freilich pedantisch, wie ich anderswo be-

merkt habe, aber vor einer ganz uniformirten Orthographie fürchte ich mich nicht. Berechtigte Schwankungen werden immer bleiben. Jedoch von der Zulassung zweier gleichberechtigter Formen, wie sie Fleckeisen in den Artikeln *aenus*, *Brittii*, *Cerealis*, *defatigo*, *lagoena*, *linter*, *naetus*, *paelex*, *Thrax* vorzuschlagen nicht vergessen hat, bis zur willkürlichen Aufnahme einer in beliebigem Winkel oder nur möglicherweise vorkommenden Wortform ist ein Sprung, und zwar ein Sprung von der Kritik in die Willkür.

Darin liegt der Rückschritt Bergl's gegenüber Fleckeisen, daß er den Unterschied nicht beachtet hat, welcher zwischen der orthographischen und lautlichen Berechtigung einer Schreibart besteht. Es dürfte nicht schwer sein, solche sprachgeschichtliche, aber nicht orthographische Briefe, wie der Bergl'sche ist, noch in größerer Anzahl gegen Fleckeisen zu schreiben. Die Lautlehre wird vielleicht etwas daraus lernen, die Orthographie aber wird die Bergl'schen Velleitäten auf sich beruhen lassen.

Den richtigen Weg hat Bergl in der Untersuchung über *quidquid*, *quicquid*⁷⁾ und über die Wörter auf *ela* eingeschlagen (S. 451. 454 vgl. Neugestaltung der Orth. S. 254. 258 ff.). Einiges würde er auch wohl besser gemacht haben, wenn er nicht sich eingebildet hätte, daß die einschlagenden Studien von 1864 bis 1868 nichts an seiner Ueberzeugung zu ändern vermöchten. Ist das Selbstkritik oder Dogmatismus?

Ich will die methodologische Kritik nicht schließen, ohne ein Unrecht gut zu machen, welches ich ohne Arg gegen Ferdinand Schulz begangen habe. Zwar ist es mir bis jetzt nicht vergönnt gewesen, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß dieser Gelehrte verbessert hat, was er in der *quaestionum orthographicarum decas* verfehlte. Aber ich habe doch mit Freude durch die Genthel'sche Recension meines einschlägigen Buches (Berliner Ztschr. für Gymnasialwesen XXIII, 1869, S. 306), die sichlich in dem rechten Streben nach Wahrheit geschrieben ist, erfahren, daß Schulz in echt wissenschaftlicher Weise so gehandelt hat. Ehre einem Manne, welcher sich einer strengen Selbstkritik zu unterwerfen weiß! Hätte ich davon Kunde gehabt, ich würde meine Bemerkung über die *decas* (Neugestaltung der Orth. S. 62) unterdrückt haben.

W. Brambach.

7) Für *nequidquam*, *nequicquam*, *nequiquam* findet man jetzt eine zutreffende Erklärung bei Nitsch, Neue Plautinische Excurse I, 57.